

# Reise in die Helle

In Peter Handkes „Maigeschichte“ „Das zweite Schwert“ siegt das Erzählen über die Rache / Von Bettina Schulte

Nein, diese „Maigeschichte“ ist keine Auseinandersetzung Peter Handkes mit den Kritikern seiner Haltung zu Serbien und dem Massaker von Srebrenica. Sie kann es nicht sein, da sie vor der Zuerkennung des Literaturnobelpreises entstanden ist. So darf man sie lesen als das, was sie ist: leichthändige „Altersprosa“ – man scheut sich, bei Handke davon zu sprechen, aber er ist doch 77 Jahre alt –, die etliche Motive aus seinem umfangreichen Œuvre anspielt. Man darf hinzufügen: ohne Bedeutungsschwere, ohne manieristische Verschnörkelung. Es ist, für Handke-Leser zumal, ein kleines Meisterwerk.

## Die Mutter und ihr Möchtegern-Richter

Von einem Roman zu sprechen verbietet sich schon allein des Umfangs von 150 kleinformatischen Seiten wegen, die in tagebuchähnliche kurze Abschnitte ohne Überschriften eingeteilt sind. Der Ich-Erzähler macht sich, wie immer bei Handke, auf den Weg. Zurückgekehrt von einer größeren Reise, bricht er an einem Morgen auf in die nähere Umgebung seines Wohnorts Chaville – in die Île-de-France. Er glaubt, eine Mission zu haben: Rache zu nehmen an einer Journalistin, die seine Mutter verunglimpft hat, indem sie ihr eine Zustimmung zur Hitler-Diktatur unterstellte. Das kann nicht gestern gewesen sein. Handkes Mutter – das kann kein Sohn verschmerzen – beendete ihr Leben nach jahrelangen Depressionen 1971 im Alter von 51 Jahren. Der Ich-Erzähler vergegenwärtigt eine ihn im Nachgang sehr quälende Episode: Als er als Heranwachsender die Mutter zu stellen meint mit dem Anwurf, warum sie nicht „auf irgendeine, nein ihre eigene, Weise gegen



Gerechtigkeit nicht ohne Gewalt? Peter Handke in seinem Garten

das Verbrecherreich Widerstand geleistet habe“. Und die Mutter darauf nur stumm die Hände ringt und weint, wortlos, „vor ihrem Möchtegern-Richter“.

Die Reise des Erzählers mit Tram, Bus und dem berüchtigten Schienenersatzbus ist auch eine Rückkehr in die eigene Kindheit. So konkret und präzise die Gegend um Paris herum auch Gestalt annimmt, mit den Namen von Orten und Gasthöfen, mit dem Abstecker zum ehemaligen Frauenkloster Port-Royal des Champs, das auf Veranlassung König Ludwig XIV. bis auf die Grundmauern zerstört wurde, weil es ein Ort des spirituellen Aufstands gegen die Obrigkeit war, der Denker und Dichter wie Pascal und Racine anzog, so märchenhaft

ist der Duktus der Erzählung. Auf einer Bank vor der als einziges Gebäude erhaltenen Scheune des Klosters gesellt sich dem Ich-Erzähler ein Richter zu. Es entspinnt sich ein Monolog über Recht und Rechtsmissbrauch im Spannungsverhältnis zur Gerechtigkeit, die es, so räsoniert der Erzähler, in seiner „Einbildung“ auf Erden ohne Gewalt nicht geben kann – „und von daher das Recht des Schwertes (...): Recht des Schwertes, wahrhaftes Recht.“

Das sind gefährliche Sätze, die das Vorhaben des Erzählers, Rache für seine „heilige Mutter“ zu nehmen, legitimieren sollen. Für diese Tat – deren Charakter im Vagen bleibt: Will er die Frau zur Rede stellen, ihr Gewalt antun, weiß er, ob er sie antrifft?

– hat er sich gekleidet wie für ein Fest: mit einem blauschwarzen Dior-Anzug und einem breittreppigen Borsalino mit Feder. Die Montur eines Mannes auf Rachezug sieht anders aus. Kann man diesem selbst ernannten Rächer überhaupt Glauben schenken?

Zweifel sind von Anfang an angebracht. Allein die Umwege, die der Ich-Erzähler nimmt, um – vielleicht – ans Ziel zu kommen, sind von kafkaeskem Ausmaß. „Nach der neunundneunzigsten der Ersatzbusschleifen abends die Endstation: das Ziel“.

## Gekleidet wie für ein Fest

Was für ein Ziel ist das? Ein altherwürdiges Wirtshaus, in dem eine Gesellschaft „heller Gäste“ zusammenkommt, um zu feiern. Das Leben. Die Liebe. Das Essen. Das Trinken. Friedlicher, freundlicher könnte ein Ort nicht sein. Und hier, endlich, gibt der Reisereste sein Vorhaben auf, an das er nie ernsthaft geglaubt haben dürfte. Er tauscht das „erste Schwert“ gegen das zweite: das Erzählen, das seine eigenen Mittel hat, um Rache zu üben: Es verbannt, es verschweigt die „Übeltäter“. Handkes frühlingliche „Maigeschichte“ feiert – ja feiert, aber still, leuchtend in ihrer atmosphärischen Durchdringung – den Sieg der Literatur über Hass, Rache und Vergeltung. Es ist ein mühsam errungener Sieg – die verwirbelten Bleistiftspitzreste auf dem Cover deuten darauf hin. Und ein vorläufiger. Ein halbes Jahr später brachen die Kämpfe um den Autor und Serbienfreund Peter Handke wieder aus. Er wird sie nicht mehr loswerden.

**Peter Handke:** Das zweite Schwert. Eine Maigeschichte. Suhrkamp Verlag, Berlin 2020. 155 Seiten, 20 Euro.

## KRIMINALROMANE

### In den Straßen von Berlin

Regina Nössler: *Die Putzhilfe*. Konkursbuch Verlag, Tübingen 2019. 402 Seiten, 12,90 Euro.

Franziska lässt an einem regnerischen Novemberabend ihre alte Wirklichkeit mit Freund, Haus und einer Karriere als Wissenschaftlerin an einem Busbahnhof im Münsterland zurück. Mit Gepäck und einer schmerzenden Hüfte steigt sie ein, bricht aus, bricht auf. Nach Berlin, wo sie sich in einer dämmrigen Zwischenwelt vor ihrer Vergangenheit versteckt. Zuhause ist etwas Furchtbares passiert. Was, reimt sich die Leserin von Regina Nösslers Psychothriller „Die Putzhilfe“ Seite für Seite zusammen. Sie zieht mit Franziska, die sich jetzt Marie nennt, in ein dunkles Parterreloch und streift ähnlich vorsichtig wie die Protagonistin durch das Straßengewirr Berlins. Nur nicht auffallen. Bei einem ihrer wöchentlichen Museumsbesuche lernt Franziska Henny Mangold kennen, die ihr einen Job als Putzhilfe anbietet. Sie sagt zu, wenn auch widerwillig, und bemerkt beim Saubermachen, dass auch andere Menschen vor ihrer Vergangenheit fliehen. Und dann ist da noch Sina, eine herumstreuende Jugendliche aus Neukölln, die Franziska verfolgt. Autorin Nössler deutet über viele Seiten hinweg vor allem an, platziert aber auch gekonnt unheilvolle Irritationen. Etwa wenn sie Franziska von lebenden Toten mit riesigen Löchern in der Schädeldecke träumen lässt. Am Ende dann der Knall, der einen beim Lesen auch an der eigenen Wahrnehmung zweifeln lässt. Was ist wirklich? Was nicht? Ein großartiger Roman und eine psychologische Studie, für die Regina Nössler im Dezember den Deutschen Krimipreis 2019 bekommen hat.



Stephanie Streif

### Kriminelle Politik

Hoeps & Toes: *Die Cannabis-Connection*. Unionsverlag, Zürich 2019. 350 Seiten, 19 Euro.

Diesen Krimi sollte man lesen, solange Angela Merkel noch Kanzlerin ist. Dann funktioniert das Spiel des Autorenduos Hoeps & Toes mit der Wirklichkeit wunderbar. Ohne sie beim Namen zu nennen, lässt es Merkel eine schwarz-grüne Koalition anführen. In der ist Marcel Kamrath Staatssekretär im Justizministerium. Früher in der Öko-Partei, ist er zu den Schwarzen gewechselt. Sein großes politisches Projekt ist die Legalisierung von Cannabis. Gegen den Widerstand der Alkohollobby hat er es auch in der eigenen



Parteienfamilie durchgesetzt. Doch da taucht auf einmal Sander van Haag auf. Mit ihm hat Kamrath in seiner späten Jugend im Amsterdamer Grashandel mitgemacht. Und es ist damals eine tödliche Katastrophe passiert. Anfangs erzählen Thomas Hoeps und sein niederländischer Schreibpartner Jac Toes eine Liebesgeschichte zu dritt (die Frau heißt Kiki), die zum Krimi wird. Teil zwei ist brutaler: Sander erpresst Kamrath, der ihm das Drogenexportgeschäft zu versauen droht. Er schreckt vor keiner Gewalt und List zurück. Organisierte Kriminalität kontrastieren Hoeps & Toes großartig mit dem Intrigenspiel im Berliner Politikbetrieb. Kamrath muss sein eigenes Gesetz sabotieren, will er nicht noch eine Tote auf dem Gewissen haben. Oder kann ihm Marie Vos helfen, Rechercheurin mit Verbindungen zu niederländischen Kriminellen? Ein spannendes Buch, das auf der Shortlist für den Krimipreis Glauer 2020 steht, der im April vergeben wird. **Thomas Steiner**

# Die lebensrettende Linie

Der Lyriker Johannes Kühn als Doppelbegabung: Ein bibliophiler Band präsentiert seine Zeichnungen mit unpublizierten Gedichten

Papier, Farbstifte und Linie: Mit Hilfe dieser elementaren Trias kam er Welt und Kultur nicht abhandeln. Für Johannes Kühn war dieses Tun überlebenswichtig – in seinen existenzbedrohenden Krisenjahren 1984 bis 1992. Als der Makel der Erfolglosigkeit den saarländischen Autor und Lyriker buchstäblich zum Schweigen gebracht hatte. Kühns Reaktion: Er kaufte, um nicht zu versacken, im dörflichen Schreibwarenladen bunte Filzstifte – und zeichnete. Exzessiv. Die Motive: einfach und überschaubar – Mensch (besonders dessen Kopf), Narr, Baum, Sonne, Tod, Haus und Tiere. Kühns Lebenselixier wird die Linie. Ihr vertraut er. In Ausdruckskraft und Farbigkeit sind die Bilder mitunter geradezu berstend.

Beinahe jedes Eckchen ist gefüllt. Korrekturen unterbleiben. Gelegenheitswerke, die jedoch weit mehr sind als das. Meist titellose Tagesbilder in einer ganz eigenwilligen Stilistik mit fernen Bezügen zu Vincent van Gogh, kafkaesk-bedrohlichen Sujets und einem fast Picasso-nahen Kubismus. Nur ein Beispiel: Der Tod, in unserer Gesellschaft verdrängt und tabuisiert, bekommt bei Kühn ein Gesicht – ein Schädel-Dreieck. Der Tod schaut uns an. Seinem Blick auszuweichen, ist unmöglich.

Und immer ist da sehr viel Eigengut Kühns. Dass er, dieser Vertreter des Jahrgangs 1934, auch gezeichnet hat: Man wusste es. Aber kaum mehr. Jetzt wird deutlich – und das ist völlig neu: Johannes Kühn entpuppt sich als veritable litera-

risch-bildkünstlerische Doppelbegabung (man mag da an den unlängst in Freiburg verstorbenen Christoph Meckel denken). Kühn als Künstler, der souverän in der Lage ist, mit Worten zu zeichnen und mit Bildern zu schreiben. Zu verdanken ist diese Erkenntnis dem Kunsthistoriker Christoph Wagner. An dessen Lehrstuhl an der Universität Regensburg wurden rund 3000 einer breiteren Öffentlichkeit bis dato unbekannt Zeichnungen Kühns gesichtet, digitalisiert und erschlossen. Bildende Kunst, deren Qualität nach Expertenmeinung außer Frage steht. Ein Fundus, der seinen Platz bald neben dem schriftstellerischen Œuvre Kühns im Deutschen Literaturarchiv Marbach erhalten soll.

Wagner und sein Mitherausgeber Francis Berrar haben aus der Vielzahl eine repräsentative Auswahl von 120 Zeichnungen getroffen, die jetzt in einem sehr schönen, im Münchner Hirmer Verlag erschienenen bibliophilen Band vereinigt sind. Bilder, die exemplarisch dokumentieren, was den Zeichner Kühn ausmacht. Das Visuelle als Annäherung an eine Welt, die ihm zu entgleiten drohte. Bilder ohne streng normierte Ästhetik, ohne kanonisierte Schönheit.

Mit den Zeichnungen verwoben, in der künstlerischen Botschaft indes autonom, ja



Johannes Kühn: Ohne Titel

mit Reibungsflächen zwischen Bildern und Worten, wurden dazu 26 noch unpublizierte Gedichte des Hölderlin-Preisträgers gestellt. Des Bergmannssohns, der es längst in die erste Garde der deutschsprachigen Lyriker geschafft hat. Des in Hasborn am Schaumburg lebenden Autors, für den Hei-

mat „das Grunderlebnis“ bedeutet. In den Gedichten erkennt man Kühns humanen Stil mit seinen dem Leser zugewandten, kaum je verrästelten Sprachbildern. Präsent sind seine Kernthemen Natur, Tages- und Jahreslauf, das Wetter. Motive des Autors, der fein dosiert auch fast Dialektales (etwa „Schloßen“ für Hagel) integriert. Der sein lyrisches Schreiben als „Beitrag zur Rettung der Natur“ versteht.

Essays informieren weiter. Autoren sind, neben den Herausgebern, die Freunde und Mentoren Benno und Irmgard Rech, die für den Menschen und Künstler Johannes Kühn so unendlich viel getan haben. Kühn hat eine weitere Dimension erhalten: Das Buch mit den Gedichten und Zeichnungen kündigt bedrückt davon. Sein Titel „Und schweben ab in eine ganz andre Welt“ impliziert beide Ausdrucksmittel.

Bei der Beschäftigung mit Johannes Kühn kann man tatsächlich ins Schweben geraten. Ohne aber die Bodenhaftung zu verlieren. Letztere zeichnet seine Kunst wohl am meisten aus. **Johannes Adam**

**Johannes Kühn:** Und schweben ab in eine ganz andre Welt. Gedichte und Zeichnungen. Hg. von Francis Berrar und Christoph Wagner. Hirmer Verlag, München 2020. 208 Seiten mit 120 farbigen Abbildungen, 24,90 Euro.